

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 2

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074169>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN



VON ADOLF GUGGENBUHL

Die Zwootklässler

«HERR Leutnant Müller, tüend si vier Maa usem zwoote Zuug is Kompaniebüro abkomandiere.»

Der Dialekt, der im Militär gebraucht wird, war von jeher ein eigentümliches Gebilde. Aus dem «Lütenand» ist in Annäherung an das Hochdeutsche, oder weil man die kürzere Form für rassiger hält, ein Leutnant geworden, aus kumidiere komandiere.

Die Mehrzahl von Maa heißt in allen schweizerdeutschen Dialekten Mane, im Dienst aber Maa.

Noch bizarrer ist die Vorliebe für das Wort zwo. Daß man, da die Zahlen zwei und drei gelegentlich verwechselt werden, zuerst bei der Telefonverwaltung und nachher in der Armee dazu übergang, das sich deutlicher unterscheidende zwo zu verwenden, kann man noch verstehen. Warum es aber besser sein soll, vom zwoten Zug statt vom zweiten Zug zu sprechen, ist schwer einzusehen.

Diese merkwürdige Sitte hat sich übrigens auch im Zivilleben durchgesetzt. Immer häufiger hört man am Schalter ein Billet «zwooti Klaß» verlangen. Vielleicht ist der Grund für diese eigentümliche Neuerung ganz einfach: Er liegt im Bedürfnis nach Abwechslung. Wenn man etwas eine Zeitlang auf eine bestimmte Art gemacht hat, hat man den Wunsch, es einmal anders zu machen. Das gilt nicht nur für die Mode im engeren Sinne, sondern auch für die Sprache. Daraus erklärt sich ja ein Teil der Veränderungen, welche diese im Laufe der Zeit erfährt. Auch daß eine solche radikale Neuerung gerade bei einem Zahlwort

mit besonderer Begeisterung aufgenommen wird, ist verständlich, denn die Zahlen bieten an sich besonders wenig Möglichkeiten, die Tradition zu durchbrechen.

Wenn man die Leute beobachtet, die ein Billet zwoter Klasse anfordern, kann man es ihnen geradezu ansehen, welch tiefe Befriedigung sie erfüllt, daß es ihnen gelungen ist, in diesem einen Fall die Sprachfesseln zu sprengen. Sie kommen sich wie kühne Neuerer vor.

Weniger wäre mehr

ANLÄSSLICH der Zustimmung des Nationalrates zur Erhöhung des Beitrages an die Schweizer Verkehrszentrale wurde von allen Rednern betont, es gelte vor allem auch den Sozialtourismus in vermehrtem Maße zu fördern.

Auch auf die Gefahr hin, in den Ruf eines unsozialen Reaktionärs zu kommen, möchte ich darauf hinweisen, daß der Sozialtourismus genau das ist, was wir nicht brauchen. Nicht deshalb, weil ich der Ansicht bin, die Angehörigen der Kaufkraftklasse I seien wertvollere Menschen als jene der Kaufkraftklasse III, auch nicht deshalb, weil die reichen Touristen, um in der Hoteliersprache zu reden mehr «liegen lassen» als die weniger Bemittelten, aber aus dem ganz einfachen Grunde, weil unser kleines und überbevölkertes Land solche zusätzlichen Touristeninvasionen ganz einfach nicht erträgt.

Sozialtourismus heißt Massentourismus, heißt Verstopfung unserer Straßen durch Tausende und Aber Tausende von zusätzlichen Cars, heißt den jetzt schon unerträglich engen Le-

bensraum noch mehr einengen. Sicher hat der Sozialtourismus eine große Zukunft, aber andere größere Länder, weniger bevölkerte Länder, sollen ihn forcieren, nicht die kleine Schweiz, die jetzt schon mehr Ausländer in ihre engen Grenzen hineingezogen hat, als sie je bewältigen kann.

Die Zukunft hat schon begonnen



Europäisches Divertimento

Na ja, Baron von Zaysing – unser Meister – spielt fürs Leben gerne Brett, besucht tagsüber die Börse und abends die Oper, verschmähst weder den Heurigen noch eine fescche Jagdpartie und pfeift in der Bibliothek «Oh, du mein Österreich» vor sich hin! Und wo immer sich Baron von Zaysing befindet – sei es beim Jagen, beim Heurigen oder beim Börsenstudium, dann raucht Baron von Zaysing!

Verständlich, wenn Sie uns fragen, was Baron von Zaysing raucht. Das verraten wir gerne, denn seine Marke heisst: MERCEDES, die gehaltvolle Zigarette des modernen Europäers!

320/120

DAS ist die verkleinerte Reproduktion eines Inserates für Mercedes-Zigaretten, das in verschiedenen schweizerischen Zeitungen erschienen ist. Der Text lautet folgendermaßen:

«Na ja, Baron von Zaysing – unser Meister – spielt fürs Leben gerne Brett, besucht tagsüber die Börse und abends die Oper, verschmähst weder den Heurigen noch eine fescche Jagdpartie und pfeift in der Bibliothek «Oh, du mein Österreich» vor sich hin! Und wo immer sich Baron von Zaysing befindet – sei es beim Jagen, beim Heurigen oder beim Börsenstudium, dann raucht Baron von Zaysing!

Verständlich, wenn Sie uns fragen, was Baron von Zaysing raucht. Das verraten wir gerne, denn seine Marke heisst: MERCEDES, die gehaltvolle Zigarette des modernen Europäers!»

Der Inseratentext eines andern Inserates dieser Serie «Europäisches Divertimento» lautet folgendermaßen:

«Herr Schmidt – unser Herr und Meister – bevorzugt zuverlässige Kraftwagen, trinkt Bier, nach Maß und mit Kornschnaps, ist des öftern auf Geschäftsreisen und pflegt in diversen Grand Hotels internationale Kontakte. Und wo immer sich Herr Schmidt auch befindet – sei es am Steuer, beim Bier oder im Grand Hotel, dann raucht Herr Schmidt!»

Da staunt der schweizerische Laie, und der Fachmann wundert sich. Wenn die Kunst der Werbung vor allem darin besteht, sich in die Geisteshaltung des möglichen Käufers hineinzu fühlen, dann kann man schon sagen: in dieser Serie wurde wirklich das Faß auf den Kopf getroffen, respektive dem Nagel der Boden ausgeschlagen. Diese – wahrscheinlich für den deutschen Markt geschaffenen – Inserate geben uns einen Begriff, was uns Schweizer Hirtenknaben erwartet, wenn einmal die Integration Europas stärker fortgeschritten ist.

Weg von der Natur

Es gibt bei uns bereits hie und da Familien, die wegen der Feuergefahr am Weihnachtsbaum anstelle richtiger Kerzen elektrische Kerzen anbringen. Und in amerikanischen Zeitschriften wird nun in den Inseraten ein Christbaum angepriesen, der überhaupt nicht brennen kann, weil er vollständig aus Kunststoff besteht. Er ist in drei Größen erhältlich und kann in wenigen Minuten aufgestellt werden. Die Schachtel, in der er geliefert wird,

Foto: Alfred Zulliger
Ungegenständliche Kunst

dient gleichzeitig dazu, die einzelnen demonstrierbaren Bestandteile bis zur nächsten Weihnacht aufzubewahren.

Eine erschreckende Angelegenheit. Ich glaube aber, trotz dieses beängstigenden Auswuchses des technischen Zeitalters müssen wir nicht fürchten, daß die synthetischen Christbäume die Welt erobern – höchstens die Welt der Schaufenster. Im Gegenteil, je mehr die Technik in den Lebensraum des Menschen eindringt, um so stärker werden die Gegenkräfte, um so mehr wächst das Bedürfnis nach allem, was naturhaft, organisch gewachsen ist.

Es gab übrigens schon einmal einen solchen Vorstoß der Technik in ein Gebiet, wo sie nichts zu suchen hat: in künstlichen Blumen, wie sie Ende des letzten Jahrhunderts Mode waren. Damals war es gelungen, künstliche Blumen, die fast wie echte aussehen, für wenig Geld herzustellen. Da diese Gebilde den Vorteil hatten, jahre-, ja jahrzehntelang zu blühen, ohne zu verwelken, eroberten sie tatsächlich die Bauernstuben wie die Salons. Bis man mit der Zeit merkte, daß man einem Selbstbetrug zum Opfer gefallen war, daß diese Kunstprodukte nie den geheimnisvollen Zauber richtiger Blumen ausstrahlen können. Und so wanderten dann diese merkwürdigen Gebilde ins Brockenhaus, und wenn sie heute von einzelnen modernen jungen Ehepaaren wieder ausgegraben und aufgestellt werden, so handelt es sich doch mehr um eine snobistische Spielerei, als um eine neue Mode.

Die Exzesse

EIN Gemeindeschreiber, der mein Buch «Wie die Wohngemeinde zur Heimat wird» gelesen hat, hatte die Initiative ergriffen, durch die Bürgergemeinde den seit vielen Jahren nicht mehr praktizierten Waldumgang durchzuführen. Getreu meinem Rezept wurden zu dieser Waldbegehung sämtliche ortsansässigen Erwachsenen eingeladen. Am Schluß gab es am Feuer gebratene Würste und Wein.

Foto: Hans Baumgartner
An der Bar

«Leider», klagte er mir nachher, «war die Sache ein vollständiger Mißerfolg, so daß ich mir sagte: Einmal und nie wieder! Es kam zu eigentlichen Exzessen.»

Meine Fragen, worin denn diese Ausschweifungen bestanden hätten, erbrachten schließlich das Ergebnis, es sei sehr viel getrunken worden, zwei Gemeinderäte hätten einen eigentlichen «Stich» gehabt und seien schließlich Arm in Arm singend nach Hause gezogen.

Der Fall ist leider typisch, nicht der Fall der beiden Gemeinderäte, sondern jener des Gemeindeschreibers. Es ist gerade dieser Moralismus und Perfektionismus, der schuld daran ist, daß so viele Bräuche bei uns ausgerottet wurden. Man kann nicht den Fünfer und das Weggli haben. Wenn man eine Festlichkeit durchführt, muß man immer riskieren, daß der eine oder andere bei dieser Gelegenheit über die Schnur haut. Das ist nicht die Schuld der Veranstalter, und sie sind auch dafür in keiner Weise haftbar. Ein Behördemitglied, das einen Anlaß organisiert, ist nicht wie ein Lehrer dafür verantwortlich, daß sich der letzte Teilnehmer hundertprozentig korrekt aufführt.

Und ist das wirklich so schlimm, wenn zwei Gemeinderäte Arm in Arm singend durch ein Dorf ziehen? Ich habe auch schon gelegentlich an offiziellen Veranstaltungen mitgemacht, an denen Behördemitglieder einige Gläser zu viel tranken. Sie wurden mir dadurch nicht unsympathischer, im Gegenteil, dadurch, daß sie für einige Stunden die Maske, die sie gewöhnlich tragen, ablegten, verloren sie viel von ihrer Fremdheit.

Sicher kann niemand dem Alkoholismus das Wort reden. Es ist aber eine Tatsache, daß gerade unter dem Einfluß eines guten Tropfens sich sehr oft Vertreter verschiedener Parteien in einer Art näher kommen, wie das sonst nie möglich wäre. Ich habe einmal bei einem solchen Anlaß erlebt, wie ein ziemlich klassenkämpferischer Sozialdemokrat und ein sehr rechts stehender Freisinniger – unter dem Einfluß des Alkohols – sich immer wieder aufs neue umarmten und sich versicherten, trotz den politischen Differenzen hätten sie im Grunde die größte Hochachtung und Sympathie füreinander. Auch eine solche Verbrüderung, selbst wenn sie unter etwas fragwürdigen Umständen erfolgt, hilft, das politische Leben zu entgiften, genau wie der Kaffeejaß, an dem Mitglieder verschiedener Fraktionen teilnehmen.

VEXIERBILD AUS DER JAHRHUNDERTWENDE



Der Irrtum

Modern und zeitlos möblieren

Der neue Stil der Architektur unserer Zeit, der sich vor Jahren zunächst nur sehr zögernd manifestiert hatte, sich in der letzten Zeit jedoch immer kräftiger durchsetzt, verlangt selbstverständlich auch eine Ergänzung der Innenarchitektur und der Möblierung. Das Äußere und das Innere sollen in Linie und Haltung möglichst übereinstimmen. Haben nun aber auch die Möbelentwerfer ihren eigenen Stil gefunden? Gibt es Büromöbel, die wirklich darauf Anspruch erheben können, modern und zeitlos schön zu sein? Vor dieser Frage steht, wer heute neu möblieren will. Am Beispiel von Knoll zeigt es sich, daß eine gültige, dem Geiste unserer Zeit entsprechende Form gefunden ist.

Aus dem Prospekt einer Firma für Büroorganisation

Es ist einer der Vorteile des Alters, daß man Gelegenheit hat, gewisse Theorien mit eigenen Augen auf ihre Richtigkeit zu prüfen, also sozusagen die Probe aufs Exempel zu machen.

Was hier von den modernen Büromöbeln gesagt wird, hat nämlich schon vor vierzig Jahren der Werkbund behauptet. Damals, als das «neue bauen», Stahlrohrmöbel und das Schlagwort «Form ohne Ornament» Mode waren, traten diese Schöpfungen auch mit dem Anspruch auf, zeitlose Gültigkeit zu haben.

Heute aber können wir feststellen, daß die meisten dieser Schöpfungen hoffnungslos veraltet sind. Soweit sie von guten Gestaltern geschaffen wurden, sind sie zwar immer noch gut, aber sie tragen selbstverständlich mit aller Deutlichkeit den Stempel der Epoche, in der sie entstanden sind.

Der Mensch ist ein Kind seiner Zeit. Er kann nicht aus ihr heraus. Deshalb gibt es – leider oder zum Glück – keine endgültigen Lösungen. Jede Epoche hat ihren eigenen Stil, auch jene, die glaubt, jenseits aller Stile zu stehen.

Alles, was wir schaffen, ist so zeitbedingt, daß sogar die Kopien traditioneller Stilformen den Stempel des Jahrzehntes tragen, in dem sie angefertigt wurden. Man hat im ganzen 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart immer wieder die französischen Möbel des 18. Jahrhunderts kopiert. Es ist aber für einen Kenner nicht allzu schwierig, festzustellen, ob eine solche Nachbildung 1850, 1890 oder 1960 angefertigt wurde.

Stumpen und schweizerische Eigenart

MAN kann nicht genug wiederholen, daß die geistige Landesverteidigung nicht darin besteht, sich gegen ausländische Einflüsse möglichst abzuschirmen. Ein kleines Land, das im Herzen Europas liegt, kann sich nicht mit einem eisernen Vorhang absperren, und ein solcher Abschluß wäre auch gar nicht erwünscht.

Das, was wir in Kunst und Leben als typisch schweizerisch empfinden, entstand fast immer so, daß ausländische Einflüsse assimiliert und so umgestaltet wurden, daß sie nachher unserem Wesen entsprachen. Das gilt nicht nur für die Gestaltung von Bauten und Möbeln, son-

dern auch für unsere Rechtsordnung. So ist zum Beispiel die Verfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft sehr stark von der amerikanischen Verfassung beeinflusst.

Ein bescheidenes, aber eindrucksvolles Beispiel einer solchen Assimilierung sind unsere Stumpen. Stumpen sind eigentlich nichts anderes als verschweizerte Zigarren. Mitte des letzten Jahrhunderts wurde in Europa das Zigarrenrauchen große Mode. Es galt als chic, Zigarren zu rauchen. Und da die Zigarren nicht billig waren, wurden sie geradezu zum Standessymbol, oder wenigstens zum Symbol für die oberen Kaufkraftklassen. In Erinnerung an diesen Sachverhalt wurden noch bis zum letzten Weltkrieg in Karikaturen links-

stehender Blätter die Kapitalisten mit Vorliebe durch eine dicke Zigarre kenntlich gemacht.

In unserer Demokratie wurde nun aber interessanterweise die Zigarre sehr bald demokratisiert. Sie wurde, sozusagen in einer billigeren Ausgabe, zum Stumpen. Und so ist nun dieses ehemalige Sozialsymbol der oberen Klassen bei uns geradezu zum Wahrzeichen demokratischer Volksverbundenheit geworden. Wir empfinden den Stumpen heute als etwas typisch Schweizerisches. Wir freuen uns nicht nur darüber, daß er verhältnismäßig billig ist, sondern auch, daß hier ein Genußmittel geschaffen wurde, das von den Angehörigen aller Stände gebraucht wird, vom Bankdirektor wie vom Straßenarbeiter.

Da musste ich lachen . . .

*E*s war noch vor dem Aktivdienst. In einem W. K. wurde meinem Zug der Schütz Vonäsch zugeteilt. Nicht gerade mit großen Geistesgaben gesegnet, hatte er namentlich Mühe, die Namen seiner Vorgesetzten im Kopf zu behalten. So belegte er z. B. unsern damaligen Divisionär de Diessbach immer mit dem etwas weniger hoch tönenden Namen Limbacher.

Eines Tages war eine Inspektion durch den Brigade-Kdt., den gemütlichen Berner Oberst Schüpbach, angesagt. Man wußte, daß es seine Spezialität war, seine Untergebenen nach den Namen der Vorgesetzten zu fragen. Nun, Schütz Vonäsch wurde gründlich auf diesen Besuch vorbereitet und namentlich mit dem Namen des hohen Gastes vertraut gemacht. Bei der Inspektion schritt dann der Herr Oberst die Front ab, faßte jeden Dätel scharf ins Auge und ließ sich Name und Beruf melden. Jetzt näherte er sich Schütz Vonäsch. Dieser fuhr bäumig in den Senkel und donnerte den Herrn Oberst an: «Herr Oberst, Schütz Schüpbach!» Der Herr Oberst betrachtete wohlgefällig diesen Mustersoldaten, nickte leutselig mit dem Haupte und meinte: «So so, e Namesvetter! Der heit-ech cheibe guet gmäut!» — Sprachs, zuckte seinen Geldbeutel und drückte dem erstaunten Schütz Vonäsch einen blanken Fünfliber in die Hand.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß von da an der Leutnant von Schütz Vonäsch nur noch sehr mitleidig betrachtet wurde.

H. B.